

Als ich wieder einmal Gotthelf las

Autor(en): **Zinniker, Otto**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **32 (1928-1929)**

Heft 16

PDF erstellt am: **25.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-670042>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Und es bebten Sophias ragende Säulen,
 Und ein Krachen kam von der fernen Bastei,
 Und Jubelgebrüll scholl rauher und rauher,
 Und gellender klang der Verzweiflungsschrei:
 „Die Türken sind über die Mauer!“

Und in das Heiligtum flüchtend hinein
 Weiber und Kinder in wirrem Gedränge —
 Tausend und Tausende, schlotternd Gebein,
 Erstickten mit Heulen die Priestergefänge.
 Dumpf zitternde Flüchtlinge, hoffnungsbar,
 Heben die Hand in grellem Gestöhne —
 Hoch über allen ragt am Altar
 Die Kaiserin, leuchtend in Schöne.

„Mord, Mord!“ Vom Hochtor kreischt es und gellt,
 Und in der Menge gekeilte Knebel
 Hau'n, wie die Sichel ins reisende Feld,
 Die krummen, stummen Türkensäbel.
 Und über die Schwaden, die sie gemäht,
 Umgellt vom Jubelgebrüll der Tataren,
 Reitet der schreckliche Mohamed
 Inmitten der Janitscharen.

Sein Aug' übergleitet den würgenden Troß
 In eifig strahlender Siegesruhe —

Was fragen sie her vor des Siegers Roß?
 Auf ragendem Spieß ein paar blutige Schuhe...
 Von Blute bespritzt ist des Sultans Gesicht,
 Christenblut spritzt auf Schabrack' ihm und
 Rappen —

Auf den blutigen Schuhen im Abendlicht
 Leuchtet ein goldenes Wappen.

Die Kaiserin steht's, und ein gellender Schrei
 Flattert über dem Heulen der Menge —
 Wie aus leuchtender Luft in die Tiefe der Weih,
 Schießt sie herab in des Mordes Gedränge,
 Dem Träger entreißt sie den Speer, daß er bricht,
 Und greift nach den Schuh'n, den leuchtenden
 zweien,

Und gräbt ihr weißes Königsgesicht
 In die blutigen Stickerien.

Der Sultan winkt, und die eben erstarrt,
 Die Janitscharenklingen, sie hacken
 Wie Geierschnäbel gierig und hart
 In des Weibes vornübergesunkenen Nacken. . .
 Über der Kaiserin Leib durch die Schar
 Sprengt, umbrandet von Siegesrufen,
 Sultan Mohamed vor zum Altar,
 Und es kracht das Kreuz auf die Stufen.

Als ich wieder einmal Gotthelf las.

Von Otto Zinniker.

Nachdem die größte Kälte gebrochen war, befiel mich in den letzten Februartagen eine so hartnäckige Grippe, daß selbst der Arzt vor dem durch zwei Wochen dauernden hohen Fieberstand den Kopf zu schütteln begann. Es war am Plage und völlig in Ordnung, daß auch ich wieder einmal erfuhr, was Liegen und Kranksein, was Schwitzen und Arzneischlucken hieß. Dagegen war nichts einzuwenden. Daß es mich aber gerade in dem Augenblicke in die Rissen warf, wo ich so manche wichtige Besorgung, so manche dringende Arbeit zu erledigen hatte, fand ich mit dem Weitblick Gottes unvereinbar. Der Trost meiner Frau, daß aus jeder Krankheit Segen ersprießen könne, war zum mindesten in meiner Lage unangebracht. Viel lieber hätte ich gehört, wer morgen die Last Pflichten auf sich nahm, wie das Räderwerk ohne mich weiterfunktionieren und wie alles und jedes ohne mein Mittun geordnet werden würde. Aber das waren schon Phantasien. Normalerweise weiß ich und hätte es auch in den

Fiebern wissen sollen, daß sich die Erde unbekümmert weiter dreht, wenn ein Mensch dahinfällt; daß schon in der nächsten Stunde hundertfältiger Ersatz da ist, wenn einer aus der Reihe tritt; daß keiner vermißt wird, der sich noch so unabhömmlich und wichtig wähnte. Ich konnte also ruhig liegen bleiben und krank sein; meine Arbeit wurde genau da aufgenommen und fortgeführt, wo ich sie gestern aus den Händen gelegt.

Im Laufe der Tage kam eine solche Müdigkeit über den Kranken, daß das Leben draußen immer weiter von ihm wegfiel. So sehr gewöhnte er sich an sein Nichtmehrgezählt werden, daß kein Gegenstand mehr in den Kreis seiner Interessen trat. Diese selber beschränkten sich nur noch auf den Gang des Pulses und die täglichen Schwankungen der Körpertemperatur. Und er fand auch diese Apathie in Ordnung und freute sich seiner Fähigkeit, so ergeben krank zu sein. Wer ihm in diesem Zustand von großen Leistungen der Wissenschaft und Kunst

gesprachen hätte, den würde er kaum verstanden oder es verwunderlich gefunden haben, daß sich Menschen um solche Dinge bemühen konnten. War es nicht viel besser, wunschlos und ohne Sehnsucht dazuliegen, sich vom Fieber sacht umrauschen und draußen ohne Anteil alles geschehen zu lassen? Die fiebergelockerte Seele wußte, daß sie nur still zu warten brauchte, um eines Tages wieder aufzustrahlen und neu zu leben.

Als die Krise überstanden, reichte mir die Pflegerin wahllos ein Buch aus der Arbeitsstube. Es war Jeremias Gotthelfs „Geld und Geist“. Aber ich konnte mir nicht denken, wie ich mich an diesem breitspurigen Erzähler erholen sollte. Man hatte Ausschnitte seiner Werke früher einmal in der Schule gelesen und dabei nach Besserem begehrt; man hatte an seiner unzivilisierten und ungebürsteten Sprache Anstoß genommen und auch später auf der Universität noch nicht verstanden, daß von ihm soviel Aufhebens gemacht werden konnte. Seine Welt war einem fremd geblieben. Schön eingebunden standen Gotthelfs sämtliche Erzählungen verstaubt und unverstanden im Büchergestell.

Geschwächt und heruntergekommen, wie ich war, ließ ich den Wälzer vorderhand noch liegen. Aber später versuchte ichs doch und las mich hinein. Und las ohne vorgefaßte Meinung, nur um die Stunden hinzubringen, eine dieser schwer daherschreitenden Geschichten, die man wegen ihrer unkünstlerischen Form und Umfanglichkeit veraltet und langweilig wähnte. Aber wie geschah mir? Schon die Einleitung zu „Geld und Geist“ schon diese unvergleichlich gewissenhafte, auf schärfster Beobachtung beruhende und innerlich bewegte Schilderung des Lebens und Treibens auf dem Bauernhof zu Liebitz zog mich ganz in ihren Bann. Zu meiner tiefen Beschämung erlebte ich hier die Auferstehung eines Dichters, den unsere raschlebige Zeit mit einem Lächeln abtut. Wunder über Wunder einer echten, großen Erzählungskunst schlossen sich auf. Und je tiefer ich in sie eindrang, umso länger wünschte ich mir die Lage, umso mehr behagte mir die Rekonvaleszenz. Welch huntbewegtes Geschehen erfüllt die drei Teile dieses Buches! Wie oft will die Handlung überbordnen, wie oft drohen die moralischen Betrachtungen aus dem Rahmen zu fallen! Und doch ist alles in ein harmonisches, naturgewachsenes Ganzes gebracht, das weder

Mieten noch Auswüchse aufweist. Wie weise und mit welcher uns heute verloren gegangenen Religiosität erzählt uns Gotthelf den heiligen Sonntag, der den in Zwist geratenen Eheleuten den häuslichen Frieden wieder bringt. Die Feuersbrunst und ihre Folgen, Reslis Liebe zu Anna Mareili, sein schwerer Gang zum Dorngrütbauern, sein Standhalten und der Bretterkauf sind mit einer Lebensfreude und einer Lust am Fabulieren erzählt, daß einem das Herz weit wird. Die Bretterfuhr vollends und wie Resli seiner vier sauber aufgeputzten Rosse und dem hagebuchenen Dorngrütbauern gegenüber Meister wird, das erinnert an die Plastik der Epen Homers. Hier begriff ich denn auch zum erstenmal das von Gottfried Keller dem Pfarrer von Lützelflüh nach einiger Überwindung gespendete hohe Lob.

Gotthelfs tiefe Erkenntnis des Lebens und seiner Geheimnisse, die der erhabensten Philosophie nichts nachgibt, setzte mich in wachsendes Erstaunen, und ich freute mich gesund an dem herrlichen Reigen von Frauengestalten, die der Dichter bis in die hintersten Falten ihres Wesens durchschaut hat, an den Geizhalsen und Großhansjen, den Schlaumeiern, Käuzen und Einfalten, den Schuldenbäuerlein und Dorf magnaten mit ihrem Gang zum Hergebrachten, den Schulmeistern und Pfarrherren, die wegen ihrer Neuerungsucht Mißfallen erregen. Diese seine Lieblingsgestalten zaubert Gotthelf mit einem erzählerischen Behagen und einer Wucht vor uns hin, daß man sie nicht mehr vergißt. So hat nur noch Knut Hamsun im „Segen der Erde“ seine norwegischen Bauern gezeichnet.

Es blieb nicht bei dieser einen Erzählung; als ich „Geld und Geist“ mit steigender Ergriffenheit und Spannung zu Ende gelesen hatte, nahm ich ungefümt die „Leiden und Freuden eines Schulmeisters“ vor, und mit ihnen brachte ich die weiteren, von stillem Glück besonnten Tage der Genesung hin. Es hat mich noch selten ein Buch so erfüllt und zufrieden gemacht. Wo steckten nun da die ungenießbaren Stellen, mit denen so mancher das Nichtbeachten dieses Dichters entschuldigen will? Wo waren die künstlerischen Schwächen und Ungehobeltheiten? Ich fand sie nicht. Dagegen wurde mir immer deutlicher, daß Gotthelfs belächelte unkünstlerische Form als das natürlichste Gewand mit diesen Erzählungen selber aus Bernbieter Boden herausgewachsen und geworden ist, wie die Rinde am Baum. Man rede nicht mehr von vernach-

läßigtem Stil; Gotthelfs Sprache ist wohl derb und knorrig, aber deswegen doch nicht hingehudelt, wie es sich gerade traf, vielmehr steht jedes kleinste Wort genau an der Stelle, wo es von naturgegebenem gotthelfischen Sprachgeseze hingehört. Das scheinbar Kunstlose ist hier Natur und ebenso erhaben, ausgeglichen und schön wie sie. Dieser Dichter ist nicht veraltet, wie mancher aus Unverständnis glauben möchte, sondern neu und heute giltig wie am ersten Tag. Ob Gotthelf von einem Bäbeli oder Mädeli, von einem Durkli oder Dorngrüthbauern erzählt, so erhebt er doch überall das Emmental zur Weltbühne und bringt in seinen schrulligen Figuren das allgemein Menschliche in einem Maße zum Ausdruck, daß seine Werke Bestand

haben werden, solange sich das Wesen des Menschen nicht ändert.

In diesen zwei Büchern hat sich mir eine bis heute verschlossene Welt aufgetan, in der ich gerne wieder mit genießerischem Behagen verweilen werde; eine weise von Gott gelenkte Welt voll Menschenglück und Menschenleid. Es hatte also doch seine Richtigkeit mit dem Troste meiner Frau, daß aus jeder Krankheit Segen ersprießen könne. Durch den Zufall, daß ich wieder einmal krank wurde und mit aller Mühe und Hingabe Gotthelf las, habe ich nun einen Dichter mehr, an dem ich mich wieder aufrichten kann, wenn einmal etwas schief gegangen ist. Ich bin wieder gesund und um vieles reicher geworden.

Auf dem See.

Der Himmel ist von Rosen überflammt,
Erzitternd spiegelt ihn des Wassers Blau.
Der See glänzt schöner als Brokat und Samt,
Glänzt wie der Mantel unsrer lieben Frau.

Die weiße Möve schwingt sich drüber her.
Fast streift der Flügelschwung mein Anflüß sacht.
Mir ist, es leb' im Norden irgendwer,
Deß lieben Gruß der Bote mir gebracht.

Carl Müller-Rastatt.

Warum die Hegnauer wasserscheu waren.

Von F. J. Reithard.

Es wohnten in uralter Zeit zu Hegnau, außerhalb des Dorfes, ein reicher und ein armer Mann. Der Reiche besaß einen großen Gütergewerb mit vielen Ochsen, Kühen, Rindern, Schafen und Geißen. Der Arme hatte nur ein kleines Launerhöfli mit einer einzigen, aber über die Maßen schönen Kuh. Wer viel hat, der will noch mehr. Der Reiche hätte fürs Leben gern des Armen schöne Kuh gehabt und bot ihm ein tüchtig Stück Geld darauf. Aber dem Armen war das liebe Tier nicht feil, und so wies er das Angebot seines Nachbarn rundweg von der Hand. Darüber ward der Lektäre um so zorniger, je reicher er war. Was tut nun der Abgewiesene? Er schleicht in einer stockfinstern Nacht mit einem Knecht, der so schlimm war wie er selbst, in des Armen Stall, und sie schlugen zusammen dessen stattliches Hausvieh tot. Es läßt sich denken, wie traurig der brave Mann dastand, als er am Morgen eintrat, um seine Kuh zu melken. „Das hat mein böser Nachbar getan!“ seufzte er mit Tränen. Aber bald faßte er sich: „Was frommt mir Klagen und Weinen? Darum bleibt meine Kuh doch tot. Beweisen kann ich des Nachbarn böse Tat auch nicht, und so nützt es mir gar kein bißchen,

wenn ich ihn beim Bogt verklage, welcher zudem des Nachbarn Better und Gebatterzmann und kein Haar besser ist als er. Alles, was ich tun kann, ist, das Fleisch des toten Viehs zu Räte zu ziehen und sein Fell dem Gerber zu verkaufen.“

Gedacht, getan. Die Kuh wird geschunden, das Fleisch zerlegt und eingepöckelt, und dann wird mit der zusammengerollten Haut der Stadt zugewandert. Damals führte der Weg von Hegnau gen Zürich durch einen ungeheuren Wald, in welchem eine schreckliche Räuberbande hauste. Der Arme aber schritt mit seiner Kuhhaut auf dem Rücken wohlgenut durch das Dunkel der Tannen und dachte: „Ja, wenn ich die Dublonen meines Nachbarn in der Tasche und sein böses Gewissen im Leibe hätte, dann müßt ich mich fürchten, so aber...“

Er wurde in seinem Selbstgespräch durch ein nahes, schrillendes Pfeifen unterbrochen. „Was gilt's,“ murmelte der Arme, „das ist die Räuberbande. Soll ich mich von ihr fangen und am Ende zwingen lassen, selbst ein Räuber zu werden? Nixparig! Da klettere ich lieber auf diese Tanne und verberge mich in ihren dunkeln Zweigen, bis die Räuber vorüber sind.“ Er